

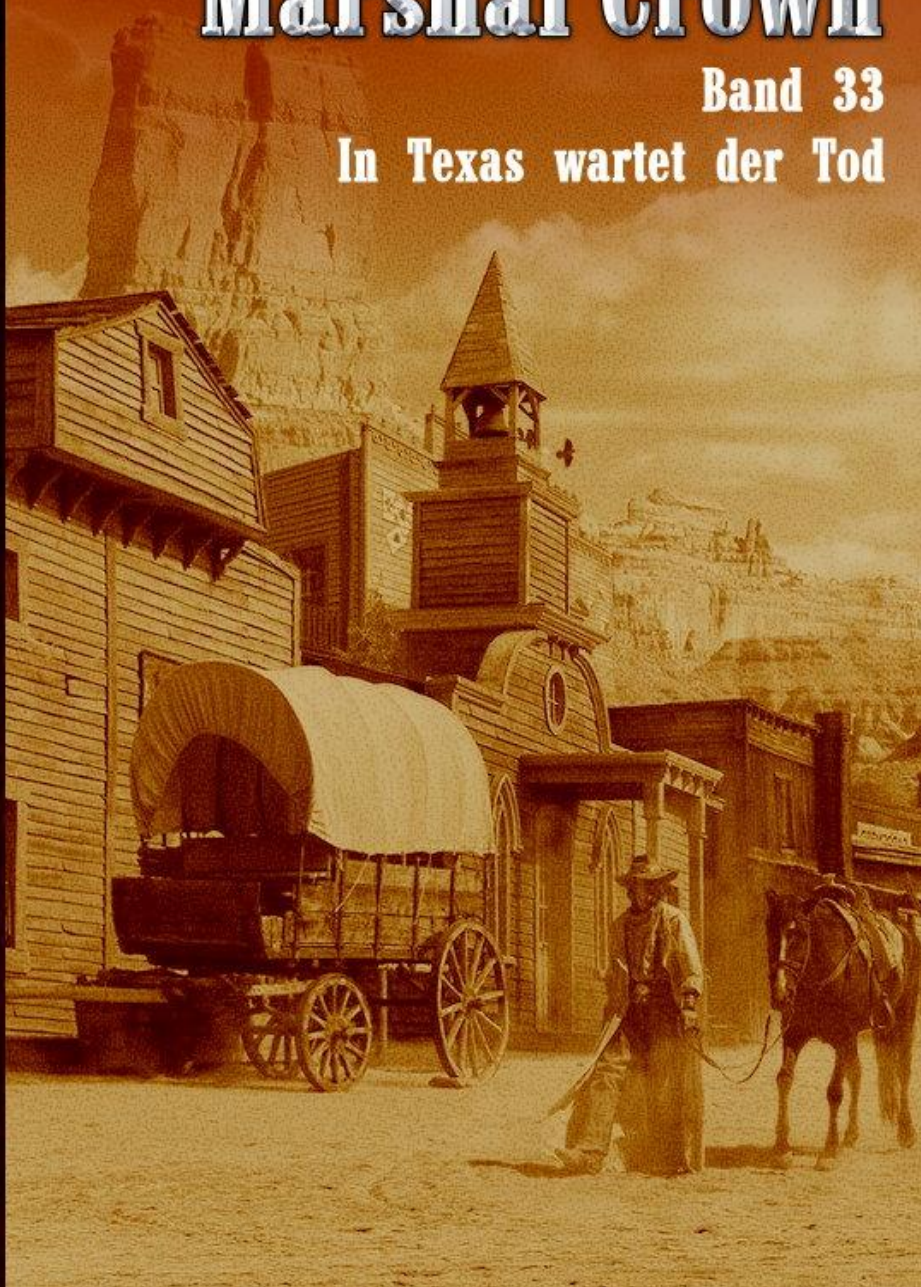


C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 33

In Texas wartet der Tod



WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

In Texas wartet der Tod

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2018 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2018 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

In Texas wartet der Tod

San Jacinto, Texas

21. April 1836

Der Wind, der sanft über die grasbewachsene Ebene am San Jacinto River strich, fing sich nicht nur in den Bäumen und verlor sich über den niedrigen Landrücken entlang des Flusses, sondern trug auch den Hufschlag galoppierender Pferde und das Rufen und Brüllen von Männern heran.

»Hört ihr das?«, stieß Sargento Pablo Garcia hervor und richtete sich unvermittelt auf.

Die anderen Soldaten, die noch bis vor wenigen Augenblicken zusammen mit dem Unteroffizier um das Lagerfeuer herum auf dem Boden gelegen hatten, hoben schläfrig die Köpfe und musterten ihn ungläubig.

»Madre de Dios«, sagte einer der Soldaten.

»Was ist los mit dir, Sargento? Es ist Siestazeit, also was soll die Aufregung um ein paar herankommende Reiter?«

Hektisch deutete Garcia in die Richtung, aus der die Geräusche kamen. »Habt ihr Bohnen in den Ohren? Das sind nicht nur ein paar Reiter, das ist eine ganze Kavallerieeinheit!«

»Na und?«, sagte der Soldat, der inzwischen ebenfalls auf die Füße gekommen war. »Das werden die Unseren sein. Niemand ist so verrückt und greift General Castellons Kommando an, nicht einmal diese verdammten Texaner.«

Garcia sagte nichts, stattdessen zog er seinen Feldstecher aus dem Koppel und richtete ihn auf das gegenüberliegende Flussufer.

Der Sargento stieß einen Grunzlaut aus und zuckte zusam-

men, als er die ersten Reiter erkannte, die in gestrecktem Galopp durch die Fluten des San Jacintos ritten.

Texaner!

Ein Offizier ritt an der Spitze gefolgt von einem Fahnenträger. Die Fahne war ein blaues Banner mit einem gelben Stern in der Mitte. Garcia ahnte zu diesem Zeitpunkt nicht, dass der Mann niemand anderes als Colonel Mirabeau Lamar war und diese Flagge drei Jahre später die Nationalflagge der Republik Texas sein würde.

Er hörte nur noch, wie der Offizier den Feuerbefehl gab und dann das Krachen von Dutzenden von Gewehren.

Neben ihm warfen mehrere Soldaten die Arme hoch und brachen getroffen zusammen, während vor ihnen ein Hornist unablässig zur Attacke blies und Dutzende von Kehlen immer wieder dieselben Worte brüllten: »Remember the Alamo, Remember Goliad!«

Kugeln pfiffen über Garcia und seine Männer hinweg. Dichter Staub wallte auf, als Lamars Schwadron das Lager der Mexikaner erreicht hatte.

Der Sargento hob seinen Colt und zielte auf den Offizier an der Spitze.

Im gleichen Moment traf ihn eine Kugel mitten in die Stirn.

*

Das Krachen der Gewehre war verklungen und der Gefechtslärm verstummt.

Jetzt war nur noch der Siegesjubel der Texaner zu hören, der sogar das Rauschen des Wassers und das Stöhnen und Röcheln der geschlagenen Mexikaner übertönte, die in ihren blutbesudelten Uniformen überall am Fluss lagen.

Der Pulverdampf, der in dichten, stinkenden Schwaden über das Schlachtfeld zog, lichtete sich zögerlich und gab den Blick auf die vielen Toten nur allmählich frei.

Hunderte von leblosen Gestalten, die zu beiden Seiten des San Jacintos den Boden fast vollständig bedeckten und deren Hände noch im Tod ihre Waffen oder irgendwelche Regimentsbanner umklammert hielten. Ihr Blut färbte das braune Wasser des durch die Regenfälle der letzten Tage angeschwollenen Flusses purpurrot.

»Es ist vorbei«, sagte Sam Houston, winkelte das linke Bein an und strich zum wiederholten Mal über die schmerzhafteste Wunde am Fußgelenk, die er sich während der Kampfhandlungen zugezogen hatte.

»Yeah, General«, sagte Sion Bostik, einer seiner Kundschafter.¹ »Wir haben gewonnen, der Krieg ist zu Ende.«

»Der Krieg schon, aber nicht der Kampf.«

Der Kundschafter drehte den Kopf und sah Houston fragend an. »Wie? Das verstehe ich nicht ganz. Wir haben die Mexikaner doch geschlagen, oder?«

Houston legte seine Hand mit einer väterlich anmutenden Geste auf die Schulter von Bostik und lächelte milde. »So habe ich das auch nicht gemeint, Sion. Als ich Kampf sagte, dachte ich nicht an eine weitere Schlacht, sondern an die Anstrengungen und all die Mühen und Nöte, die uns noch bevorstehen, wenn wir diese junge Nation weiterhin am Leben erhalten wollen. Ich weiß nicht, ob wir das schaffen, denn

¹ Sowohl Houstons Wunde als auch die Person des Kundschafters sind historisch belegte Tatsachen. Bostik war es, der Santa Anna, den Präsidenten Mexikos und den Befehlshaber der von Houston geschlagenen Armee, zusammen mit einigen anderen Männern einen Tag später im Uferschilf des San Jacintos gefangen nahm.

diese Aufgabe wird uns unsere ganze Kraft kosten. Zuerst brauchen wir eine Armee und Männer mit einem Stern auf der Brust, die das Gesetz vertreten. Denn wenn das hier vorbei ist, werden die ganzen Freiwilligenbataillone aufgelöst und die Männer kehren wieder nach Hause zurück. Dabei sind wir immer noch von allen Seiten von Feinden umgeben, Mexikaner, Indianer und Comancheros, dieses weiße Gesindel, das im Krieg mit ihren schmutzigen Geschäften ein Vermögen verdient hat. Dann brauchen wir Straßen und Wege, auf denen man all das, was die Menschen in diesem Land benötigen, bis selbst in den hintersten Winkel von Texas transportieren kann. Aber vor allen Dingen brauchen wir Siedler, Menschen, die das Land urbar machen und es zivilisieren. Ich weiß nur noch nicht, wie, die Staatskassen sind leer.«

»Das wird sich schon ergeben, in Texas wohnen schließlich genug rechtschaffene Leute.«

»Aber nicht genug, um auf die Dauer alle Probleme zu bewältigen. Wir brauchen mehr Menschen in diesem Land und damit meine ich nicht ein paar Hundert, sondern Tausende.«

»Und woher wollen Sie all diese Menschen nehmen ohne Geld?«

»Aus dem Osten, dort gibt es genug, die nur auf eine Chance warten, um der Enge ihrer stinkenden Städte zu entkommen. Außerdem habe ich gehört, dass momentan an der Ostküste die Banken durch Fehlspekulationen in Schwierigkeiten geraten sind und kaum noch ein Geld hat. Glaub mir, die Leute werden sich darum reißen, wenn sie hören, dass sie hier in Texas ein eigenes Stück Land mit fruchtbarem Boden erwartet. Erst recht, wenn sie wissen, dass es sie

nicht mehr kostet als eine Gebühr, die geringer ist als der Obolus, den sie Monat für Monat entrichten, um in den Städten in ihren dunklen Löchern hausen zu können.«

Bostik verzog das Gesicht, als hätte er in einen faulen Apfel gebissen.

»Was wollen Sie mit diesem Volk aus dem Osten? Texas ist ein wildes Land, diese Städter werden hier eingehen wie Grammagras in der Trockenzeit.«

»Mag sein, aber manche werden es schaffen und den Winter überleben. Und genau diese Menschen brauchen wir. Sie werden das Salz dieser Erde sein und aus Texas das machen, was es eigentlich schon immer war, nämlich das großartigste Land auf der ganzen Welt!«

*

Pittsburgh, Pennsylvania
Februar 1837

»So ein dummes Arschloch!«

Wutentbrannt trat Elmer Burns die Tür seines Büros mit dem Stiefelabsatz zu und durchquerte den Raum, der, wie auch die gesamte Einrichtung, seinen gesellschaftlichen Stand als erster Geschäftsführer der Pittsburgh Steel Industries widerspiegelte.

Luxus stand hier an erster Stelle.

Die Nordwand wurde fast gänzlich von einem offenen Kamin eingenommen. Auf der gegenüberliegenden Seite standen zwei wuchtige Schreibtische aus edlem Kirschbaumholz und mehrere Sessel, die mit ihrem weichen Leder geradezu zum Verweilen einluden. Zwischen den gemütlichen Sitzge-

legenheiten gab es einen runden Beistelltisch, auf dessen Platte ein halbes Dutzend Kristallgläser und ebenso viele Flaschen drapiert waren, deren hochprozentiger Inhalt sich wahrscheinlich kaum ein Normalsterblicher leisten konnte.

Eine Glasvitrine, die dem Besucher einen Querschnitt des Firmenangebots in hochglanzpolierten Miniaturausgaben aufzeigte, mehrere schwere Teppiche und zwei weit ausladende Kronleuchter vervollständigten schließlich das Inventar des komplett in dunklen Pastellfarben gehaltenen Raums.

»So ein dummes Arschloch!«, wiederholte sich Burns.

Er streifte seine Handschuhe ab, nahm die Pelzmütze vom Kopf und warf beides auf einen der Schreibtische. Fröstelnd rieb er die Handflächen aneinander und ging auf den Kamin zu. Dabei nickte er erst dem hageren Mann zu, der auf einem Ledersessel hinter dem anderen Schreibtisch saß und ihn seit dem Moment seines Eintretens beobachtete.

»Ich denke wohl, es erübrigt sich zu fragen, ob du Erfolg hattest, oder?«

Burns Antwort war ein wütendes Brummen, während er sich den Mantel aufknöpfte und seinen wuchtigen Oberkörper dem Feuer des Kamins entgegenstreckte. Nach ein paar Sekunden drehte er sich langsam um, weil er sich auch den Rücken wärmen wollte.

»Scheiße, ist das kalt da draußen. Ich dachte, der Winter ist endlich vorbei, schließlich haben wir in acht Tagen bereits März.«

»Wenn ich so an meine alten Knochen denke, glaube ich kaum, dass der Winter schon zu Ende geht. Wir werden noch mal Schnee kriegen, ich kann es förmlich spüren«, erwiderte Andrew Jones, der für den Vertrieb und das Perso-

nal in der Firma zuständig war. »Aber du hast mir immer noch nicht meine Frage beantwortet.«

Burns hob den Kopf und fuhr sich durch sein dunkles Haar.

Trotz seiner zweiundfünfzig Jahre war er immer noch eine respektable Erscheinung.

Hochgewachsen, braun gebrannt, Junggeselle und vor allen Dingen vermögend, eine Mischung, die gerade in der Damenwelt von Pittsburgh auf großes Interesse stieß.

»Was glaubst du wohl, warum ich ihn ein Arschloch genannt habe?«

Jones zuckte mit den Schultern. »Woher soll ich denn wissen, wen du damit meinst?«

»Red nicht so einen Stuss daher, du weißt doch ganz genau, bei wem ich gerade war.«

»Und?«

»Was *und*, hast du nicht gehört, was ich gesagt habe?«

Jones seufzte hörbar. »Also können wir den Kredit zum Ausbau der Eisengießerei in den Wind schreiben?«

»Nicht nur den«, nickte Burns düster. »Überhaupt wird unser finanzieller Spielraum in absehbarer Zeit gegen null tendieren.«

»Was ist mit den anderen Banken?«

»Vergiss es, wir dürfen froh sein, wenn wir unsere Einlagen ohne Verluste zu Hawk transferieren können. Der alte Geldhai ist offensichtlich der Einzige in der Stadt, der die Zeichen der Zeit verstanden und sein Bankhaus auf solide Füße gestellt hat.«

»Das gefällt mir nicht, ich meine, dass wir alle Geschäfte nur noch über Hawk abwickeln.«

»Meinst du, mir gefällt das? Aber da hat Hawk keine

Schuld, da können wir uns bei Jackson und seinem Specie Circular bedanken, die diese Spekulationsblase erst angeheizt hat.«

»Möchte nur wissen, wer diesen Bauerntempel zum Präsidenten gemacht hat«, sagte Jones missmutig.

Burns winkte ab. »Van Buren, sein Nachfolger, ist auch nicht besser. Mit seiner Weigerung, staatliche Maßnahmen zur Rettung der Wirtschaft einzuleiten, bricht er dem kompletten Mittelstand das Genick. Wenn wir ab sofort nicht rigoros sparen, müssen auch wir den Gürtel enger schnallen, ziemlich eng sogar.«

»Wo willst du denn noch sparen? Die Preise steigen doch fast täglich.«

»Ich weiß, es wird uns deshalb wohl nichts anderes übrig bleiben, als den Lohn unserer Arbeiter zu kürzen. Ich dachte da so an ein Drittel, oder was meinst du?«

Jones verzog das Gesicht. »Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist. Die Leute kommen doch jetzt schon kaum über die Runden.«

»Was interessieren mich diese Leute?« Burns Augen waren jetzt kalt und grau. »Soll ich etwa hungern? Du kannst dich ja gerne einschränken und auf all das hier verzichten, aber ohne mich!«

»Du hast wie immer recht«, sagte Jones. »Ich werde gleich nachher Crown und die beiden anderen Vorarbeiter einbestellen.«

Burns Kopf ruckte hoch. »Crown? Meinst du etwa Jedediah Crown?«

»Ja, warum?«

»Na ja, man erzählt sich da so einiges über ihn.«

»So, so, und was, wenn man fragen darf?«

»Dies und das, vor allem aber, dass seine Frau außergewöhnlich hübsch sein soll.«

Jones, der wusste, was für ein Schürzenjäger sein Partner war, schüttelte den Kopf.

»Vergiss es, Elmer, in der Hinsicht kennt Jedediah keinen Spaß.«

Burns grinste in einer Art, die Jones überhaupt nicht gefiel.

*

Obwohl es bereits auf den Mittag zuging, war es immer noch nebelverhangen, kalt und grau. Die Sonne versteckte sich hinter den tief hängenden Wolken und es hatte den Anschein, als wollte es an diesem Vormittag überhaupt nicht mehr hell werden.

Ein böiger Wind strich über das schwarzbraune Wasser des Monongahela Rivers und in der Luft hing der leise Geruch von Schnee.

Obwohl es bereits Ende Februar war, gab es immer noch viele weiß glitzernde Stellen im Land, die mahnend daran erinnerten, dass der Winter noch längst nicht vorüber war, sondern jederzeit wieder mit Schnee und Eis zurückkommen konnte.

Jesus, ist das kalt, durchzuckte es Jedediah Crown.

Er hatte beide Hände bis zum Ellbogen in die Taschen seiner dunklen Latzhose vergraben und sich die Filzmütze tief in die Stirn gezogen. Dennoch fror er jämmerlich.

Die grauschwarze Firmenkleidung, zu deren Tragen er sich verpflichtete, als er die Stelle bei Pittsburgh Steel Industries angetreten hatte, war entgegen den Versprechungen der Geschäftsleitung alles andere als winterfest.

Sie war im Grunde genommen ein Witz.

Der fadenscheinige Stoff seiner viel zu großen Latzhose, das dünne Hemdchen und das brüchige Leder seiner ausgetretenen Arbeitsstiefel waren absolut ungeeignet, um sich damit in diesen Tagen über einen längeren Zeitraum hinweg im Freien aufzuhalten.

Aber wen interessierte das momentan?

Auch er hatte derzeit weitaus größere Sorgen, als sich einen Kopf über die Fetzen zu machen, die seine Vorgesetzten als Arbeitskleidung titulierten.

Die wohl schlimmste Wirtschaftskrise der amerikanischen Geschichte hatte das Land in seinem Würgegriff und nahm den Menschen seit Wochen fast die Luft zum Atmen.

Wohin man auch blickte, selbst hier in Pittsburgh, der sogenannten Steel City, waren aus florierenden Kohlegruben, Walzwerken und Eisengießereien brachliegende Landschaften geworden, über die inzwischen die Krähen in dichten Schwärmen kreisten.

Was Jedediah dabei so wütend machte, war der Umstand, dass die Folgen dieser Misere wieder einmal nur auf den Schultern der einfachen Leute abgeladen wurden. Allein der Gedanke daran, dass nur die Einrichtung des Büros, in dem die beiden Geschäftsführer Burns und Jones tagtäglich den Hintern breit drückten, genügt hätte, um allen Arbeitern der Firma ein Vierteljahr lang die Löhne zu bezahlen, ließ ihn kotzen. Von ihrem Herrensitz, dem Sommerhaus und der Winterhütte in den Bergen ganz zu schweigen.

Er hatte lange genug den Mund gehalten und so manches Opfer gebracht, aber nun war das Maß endgültig voll.

Er hatte seine Schicht unterbrochen und war jetzt auf dem Weg nach Hause. Er musste unbedingt mit seiner Frau re-

den, es ging um ihre Existenz.

Wenn sie ihm – wie den anderen – tatsächlich den Lohn um ein Drittel kürzten, wusste er nicht mehr, wie er seine Familie über die Runden bringen sollte.

Für die Miete würde es noch reichen, aber dann? Es kam jetzt schon nur noch alle zwei Wochen Fleisch auf den Tisch.

Crown hob den Kopf, als vor ihm plötzlich Stimmengemurmel laut wurde.

Erstaunt musterte er die vier Männer, die sich vor ihm an der Nordwand eines Backsteinhauses versammelt hatten. Als er näher kam, erkannte er schnell den Grund, denn mit seiner Größe von etwas mehr als sechs Fuß überragte Jedediah Crown die meisten seiner Mitmenschen um mindestens eine Handbreit.

»Kommt alle nach Texas« war dort in schreiend bunten Lettern auf einem Plakat zu lesen. »Ein sonnenverwöhntes Land mit fruchtbarem Boden erwartet euch«, jedenfalls behauptete das der Verfasser dieser Zeilen.

»Pah«, sagte einer der Umstehenden. »Zwei bis drei Ernten pro Jahr, Tomaten so groß wie Melonen und blühende Felder, soweit das Auge reicht. Wollen die mich verarschen? So etwas gibt es vielleicht im Märchen, aber nicht in Texas.«

»Täusch dich da mal nicht«, sagte ein anderer. »Ich habe da einen Bekannten, der ist vor zwei Jahren dorthin gezogen. Dem geht es inzwischen prächtig. Zugegeben, auch in Texas fliegen einem die gebratenen Tauben nicht ins Maul, aber wer sich nicht scheut, sich dreckig zu machen, und anpacken kann, kann dort durchaus sein Glück finden.«

»Ach ja, und warum bist du dann noch hier, Henry?«

Der mit Henry angesprochene Mann zuckte beinahe entschuldigend mit den Schultern und lächelte verschmitzt.

»Ich bin doch nicht blöd! Mein Schwiegervater ist herzkrank und über 75. Als ehemaliger Bezirksrichter hat der mehr auf der hohen Kante, als ich in meinem restlichen Leben jemals verdienen werde. Ich bin doch nicht verrückt und setze das aufs Spiel, nur um in Texas noch mal von vorne anfangen zu können.«

»Hat dir eigentlich schon mal jemand gesagt, dass du ein gottverdammter Erbschleicher bist?«

»Ich weiß gar nicht, was du meinst«, sagte Henry.

Die Männer lachten und gingen weiter.

Nicht so Jedediah Crown.

Neugierig trat er auf das Plakat zu und las den reißerischen Text mehrmals aufmerksam durch. Schließlich blickte er sich einen Moment lang prüfend um und riss es dann, als er sich unbeobachtet fühlte, einfach von der Wand und stopfte es sich unter das Hemd.

Fünf Minuten später hatte er das Ende der Watson Street erreicht und damit auch das düstere, baufällige Backsteinhaus, wo er im obersten Stock mit seiner Frau und den vier Kindern in einer Zweizimmerwohnung lebte.

Nachdenklich stieg er das muffige Treppenhaus hoch, in dem es widerlich nach Schweiß, stockiger Wäsche und verbranntem Essen roch.

Irgendwie ging ihm dieses Texas nicht aus dem Kopf.

Vermutlich war das zusammen mit der Kälte und der Wut über die angedrohte Lohnkürzung der Grund dafür, warum er die Gestalt erst bemerkte, als er fast schon vor seiner Wohnungstür stand. Es lag vielleicht aber auch daran, dass die dunkelblaue Uniform ihren Träger in dem düsteren Hausflur beinahe unsichtbar machte.

»An deiner Stelle würde ich besser wieder umdrehen«,

sagte der Mann, der, wie Crown wusste, ein Angestellter des firmeneigenen Sicherheitsdienstes war. Er hatte ihn schon des Öfteren an einem der Werkstore auf Wache stehen sehen. »Geh lieber noch ein Stündchen spazieren. Glaub mir, ist besser so.«

Irritiert drehte sich Jedediah zur Seite.

Einen Moment lang wusste er mit den Worten des Mannes nichts anzufangen, bis sein Blick auf die Wohnungstür fiel, die einen Spalt weit offen stand. Als Crown genauer hinsah, erkannte er, dass jemand das Türschloss aus der Halterung gebrochen hatte.

Im gleichen Augenblick hörte er Kathreen, seine Frau, schreien.

Eine unbändige Wut erfasste Jedediah.

Er warf sich herum und stürmte in seine Wohnung.

Der Sicherheitsmann versuchte ihn aufzuhalten.

Vergeblich, er schaffte es gerade noch, Crown am Arm zu packen, dann sah er auch schon die Faust des großen Mannes auf sich zu rasen. Ein wuchtiger Schlag traf sein Kinn mit solcher Wucht, dass sein Unterkiefer wie ein morscher Ast im Sturm zerbrach. Mit schmerzerfülltem Stöhnen sackte er zusammen, verlor das Gleichgewicht und knallte mit dem Gesicht voraus auf die ausgetretenen Dielenbretter des Hausflurs.

Aber das registrierte Jedediah bereits nicht mehr, er lief inzwischen über die Türschwelle und rannte durch die dahinterliegende kleine Diele. Als er die Wohnküche, die ihm und seiner Frau gleichzeitig als Schlafzimmer diente, erreicht hatte, blieb er so abrupt stehen, als ob er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen wäre.

Es dauerte einen Moment, bis er den Anblick, der sich sei-

nen Augen bot, verarbeitet hatte.

Keine zwei Schritte von ihm entfernt wand sich seine Frau vergeblich im Griff eines schwarzhaarigen Mannes. Ihr Kleid war zerrissen, und je mehr sie sich wehrte, umso mehr lachte der Mann und versuchte ihre nackten Brüste zu küssen.

Es war derselbe Mann, der ihm noch vor wenigen Stunden mit einem kalten Lächeln erklärt hatte, dass er ihm seinen Lohn ab sofort um ein Drittel kürzen würde.

*

Elmer Burns keuchte.

Die Erregung ließ alle Hemmungen fallen. Er drängte Kathreen Crown auf den Küchentisch zu, indessen er hektisch an seinem Hosengürtel nestelte. Der Widerstand der Frau und der Anblick ihrer nackten Brüste machten ihn fast wahnsinnig und ließen ihn seine Umgebung völlig vergessen.

Als ihn eine eisenharte Faust an der Schulter packte und ihn mit einer beinahe spielerisch anmutenden Leichtigkeit herumriss, war es zu spät, um zu reagieren.

Trotz seiner kompakten Statur schleuderte ihn Crowns Hieb quer durch den Raum. Mit einem Kreischen taumelte der Geschäftsmann rückwärts.

»Du verdammter Bastard, was fällt dir ein, mich zu schlagen?«

Ohne ein Wort zu verschwenden, schlug Jedediah erneut zu.

Seine Fäuste trieben Burns durch die ganze Wohnung, bis er schließlich ins Stolpern geriet und der Länge nach auf

dem Fußboden aufschlug.

»Dafür werde ich dich ...«, stammelte Burns, dessen markantes Gesicht inzwischen eine blutig rote Ruine aus zertrümmerten Knochen und aufgeplatzter Haut war.

Mehr brachte er nicht mehr hervor.

Crown packte ihn am Hemdkragen und an seiner Gürtelschnalle und zerrte ihn aus der Wohnung. Burns schrie und zappelte, aber er hatte nicht die geringste Chance gegen den großen, muskulösen Mann, der zudem noch bis in die Stiefelspitzen hinein mit rasender Wut erfüllt war. Jedediah holte ein, zwei mal aus und warf ihn dann mit Schwung die Treppe hinunter. Burns Gesicht schrammte über die ausgetretenen Stufen, während er mit vorgereckten Armen nach unten ins Erdgeschoss schlitterte. Dort ließ er einen Moment lang stöhnend liegen. Kaum hatte er sich mühsam wieder aufgerappelt, als der Mann vom Sicherheitsdienst, den Crown auf die gleiche Art nach unten befördert hatte, in ihn hineinkrachte und ihn von Neuem aus dem Gleichgewicht brachte.

Benommen blieben die beiden liegen.

Aber die Angst brachte die Männer schnell wieder auf die Beine.

Als sich Jedediahs riesenhafte Gestalt an der oberen Treppe abzeichnete, rannten die beiden wie von Furien gehetzt aus dem Haus.

»Um Gottes willen, Jedediah! Was hast du getan?«, keuchte seine Frau, nachdem er die Wohnung wieder betreten hatte. Sie hatte sich inzwischen ein neues Kleid angezogen.

»Was soll die Frage?«, erwiderte Jedediah, dessen Gesicht vor Wut immer noch puterrot angelaufen war. »Hätte ich vielleicht zusehen sollen, wie dieses Dreckschwein über dich

herfällt?«

Die Frau senkte den Kopf. »Nein, natürlich nicht. Aber was soll jetzt werden? Burns ist einer der reichsten Männer in der Stadt und dazu noch dein Chef. Wir sind so gut wie erledigt.«

»Das sind wir sowieso«, erwiderte Jedediah lapidar und erzählte ihr von der Lohnkürzung.

Kathreens ohnehin bleiches Gesicht wurde noch um eine Nuance heller.

»Und was jetzt?«

»Wie viel Geld hast du noch?«

»Geld, von was für Geld redest du?«

Jedediah grinste belustigt. Seine Wut war inzwischen wieder verraucht.

»Na, von dem, das du in einem Beutel in deinem Wäscheschrank versteckst«

»Wo... woher weißt du ...«

»Mädchen«, sagte Jedediah sanft. »Wir sind jetzt seit fast siebzehn Jahren miteinander verheiratet. Glaubst du etwa immer noch, dass du Geheimnisse vor mir haben kannst?«

»Wann hast du es bemerkt?«

»Erinnerst du dich noch, als du einmal sonntags deine kranke Mutter besucht hast und ich mit den Kindern alleine war? Ausgerechnet da hat John sein Bett vollgekotzt, also musste ich frisches Bettzeug holen.«

»Irgendeiner in der Familie muss ja zusehen, dass wir etwas auf die Seite bringen«, verteidigte sich Kathreen.

Jedediah kam auf seine Frau zu und nahm sie in den Arm. »Ich weiß, Liebling, und darüber bin ich dir auch nicht böse. Im Gegenteil, das ist mit ein Grund, warum ich dich so liebe. Also, wie viel?«

Als ihm Kathreen die Summe nannte, war Jedediah mehr als überrascht. Er hätte nie gedacht, dass die zehn oder zwanzig Cent, die ihm seine Frau wöchentlich vom Lohn abzackte, einmal zu solch einer Summe heranwachsen würden. Obwohl, bei sieben Jahren Firmenzugehörigkeit kam doch einiges zusammen. Jedenfalls reichte es zusammen mit ihren anderen Ersparnissen nicht nur für einen Wagen mit Gespann, sondern auch für die Reisekosten und die Landgebühr in Texas.

»Wo sind die Kinder?«, fragte er.

»John und Jacob haben jeden Moment Schulschluss. Elizabeth und Jim, unser Kleinsten, sind ihnen entgegengelaufen. Gott sei Dank, ich wüsste nicht, was passiert wäre, wenn die Kinder das alles mit angesehen hätten.«

»Okay, dann pack jetzt das Notwendigste zusammen, ich sehe mich solange nach einem passenden Wagen und einem Gespann um.«

»Was hast du vor?«

»Wir verschwinden von hier, Burns kann mich am Arsch lecken.«

»Und wohin?«

»Nach Texas, mein Schatz!«, erwiderte Jedediah und zog das Plakat unter seinem Hemd hervor.

*

Independence,
Mai 1837

Graue Nebelbänke schoben sich durch die Niederungen des Missouri Rivers.

Das bleigraue Wasser des Flusses klatschte in monotoner Regelmäßigkeit gegen den sandigen Uferstreifen, auf dem die Emigranten² mit ihren Wagen ein Lager aufgeschlagen hatten.

Der Mond hatte längst seinen höchsten Stand erreicht und überflutete das Land mit seinem blassen Licht. Der schwache Schein der heruntergebrannten Campfeuer spiegelte sich in dem träge dahinfließenden Wasser des Flusses wider.

Neben einem dieser Feuer stand ein einsamer Wachposten.

Er hatte sich seinen breitrandigen Filzhut tief in die Stirn gezogen und stützte sich schwer auf den Lauf seiner großen Doppelflinte. Es war offensichtlich, dass sich der Mann nur noch mit Mühe wach halten konnte. Immer wieder sank sein Kopf nach vorne, berührte das Kinn die Brust und waren Schnarchlaute zu hören. Aber immer nur für einen Moment, dann zuckte der Mann wieder zusammen und richtete sich auf.

Plötzlich tauchten schattenhafte Gestalten zwischen den Wagen auf. Der Posten fuhr hoch, riss sein Gewehr an die Schulter, ließ es aber gleich wieder sinken, als er die ersten der Gestalten, die ihm entgegenkamen, erkannt hatte.

Erleichtert winkte er ihnen zu, denn ihr Erscheinen bedeutete für ihn endlich die Ablösung.

² So nannte man im 19. Jahrhundert die Pioniere, die den Kontinent überquerten.

Einen Moment krachten Schüsse.

Kathreen Crown fuhr wie von der Tarantel gestochen von ihrem Lager hoch und sah sich voller Panik um.

»Jed«, sagte sie aufgeregt. Dennoch bemühte sie sich im Wissen um ihre Kinder, die weiter hinten im Wagen schliefen, leise zu reden. Dann beugte sie sich zur Seite und rüttelte ihren Mann an der Schulter. »Was hat das zu bedeuten?«

Jed drehte den Kopf, brummte etwas, das so ähnlich klang wie *ist schon in Ordnung* und drehte sich wieder auf die Seite. Er hatte die Rechnung allerdings ohne seine Frau gemacht.

»Jed!«, rief sie erneut. Diesmal klang ihre Stimme deutlich schärfer. »Was zum Teufel soll da in Ordnung sein? Hörst du nicht? Da draußen wird geschossen!«

Jedediah stützte sich auf den Ellbogen ab, nahm den Oberkörper hoch und musterte seine Frau aus verschlafenen Augen. »Jetzt beruhige dich wieder. Das ist doch nur die Morgenwache, sie gibt Signal, dass die Schlafenszeit vorüber ist und wir demnächst wieder aufbrechen.«

»Um vier Uhr morgens?«, fragte Kathreen entsetzt, nachdem sie einen Blick auf die kleine Tischuhr neben ihrer Lagerstatt geworfen hatte, die ihr ihre Mutter einmal geschenkt hatte.

»Daran wirst du dich gewöhnen müssen«, behauptete Jedediah.

»Bis alle aufgestanden sind, gefrühstückt haben, das Lager abgebrochen und die Wagen wieder beladen sind, vergeht eine Menge Zeit. Je weiter wir gen Süden ziehen, umso wichtiger ist es, so früh wie möglich aufzubrechen. In der Hitze des Tages kommen die Gespanne nur langsam voran und das ist nicht gut. Denn wenn wir unser Ziel nicht vor

dem Herbst erreichen, wird es schwer, dort den Winter zu überstehen.«

Kathreen nickte bedächtig. Die Argumente ihres Mannes überzeugten auch sie, obwohl sie fror, unausgeschlafen war und hungrig.

In diesem Moment ertönte aus dem hintersten Winkel ihres Wagens eine helle Stimme. »Darf ich jetzt auch aufstehen?«

Als Kathreen nach hinten sah und in das erwartungsfrohe Gesicht ihres Jüngsten blickte, konnte sie sich trotz der unchristlichen Stunde ein Lächeln nicht verkneifen.

»Natürlich Jim«, sagte sie. »Du musst sogar, und jetzt weck die anderen.«

Was sie sonst noch sagen wollte, ging im Freudengeheul ihres Jüngsten unter, der sich sofort mit einem Kissen bewaffnet johlend daran machte, seine noch schlafenden Geschwister zu wecken.

*

Obwohl sie immer weiter gen Süden kamen, verliefen die Tage stets im gleichen Trott. Wecken um vier, Aufbruch des Wagenzugs um sieben, Mittagsrast um zwölf und das Errichten des Nachtlagers um sechs. Dazwischen gab es nichts als das stetige Marschieren über Stock und Stein, wo jeder Schritt eine Wolke aus Staub und Sand aufwirbelte, die so dicht war, dass sie selbst in den Nüstern der Gespanntiere hängen blieb.

Zuggeschirre rasselten, Peitschen knallten, Männer fluchten und das Gequietsche schlecht gefetteter Achsen hallte über das Land. Die Eintönigkeit wurde nur einmal unterbro-

chen, als ein zehnjähriger Junge aus Langeweile einen dicken Stock in eines der sich langsam drehenden Wagenräder rampte, um zu sehen, was passieren würde.

Eine hölzerne Speiche zerbrach und die Maulschelle, die sich der Junge dafür einfiel, war bis an das Ende des Wagenzuges zu hören.

Dann kam der Abend, an dem sie die Grenze zum Indianerland überquert hatten. Sie hatten ihre Wagen zum Kreis zusammengefahren, als der Treckführer auf das Lagerfeuer der Crowns zukam.

Ben Taylor war ein Klotz von einem Kerl, untersetzt, stämmig, stiernackig. Seine kräftige Gestalt war in grob zusammengenähtes Wildleder gehüllt, das sich straff um seinen muskulösen Körper spannte. Ein wild wuchernder Bart bedeckte Kinn und Wangen. Rehbraunes Haar quoll in dichten Strähnen unter einem zerknautschten Filzhut hervor und fiel ihm bis weit in die Stirn. Seine Haut war von der Sonne verbrannt und die schmalen Augen trotz seiner jungen Jahre von vielen Fältchen umgeben, wie man es häufig bei Männern sah, die den Großteil ihres Lebens bei Wind und Wetter im Freien verbrachten.

Jedediah und seine Familie waren gerade dabei, ihr Nachtlager herzurichten, als er sein Pferd vor ihrem Feuer zügelte.

»Guten Abend Mister Crown, könnte ich Sie einen Moment lang unter vier Augen sprechen?«

Als Jedediah in das fragende Gesicht seiner Frau blickte, schüttelte er langsam aber entschieden den Kopf. »Sprechen ja, aber nicht unter vier Augen. Das da ist meine Familie und bei uns gibt es keine Geheimnisse untereinander.«

Taylor schob sich den Hut aus der Stirn und nickte bedächtig. »So etwas Ähnliches habe ich mir fast schon ge-

dacht. Hätten Sie trotzdem einen Augenblick Zeit für mich?«

Jedediah nickte, machte eine weit ausholende Handbewegung und bat den Treckführer ans Feuer. Während Jim, sein jüngster Sohn, auf dem Wagenbock sitzen blieb und den Mann voller Neugierde unentwegt musterte, zogen sich seine anderen Geschwister allmählich zum Schlafen zurück.

Beinahe ehrfürchtig glitten seine Blicke über den breiten Büffelgurt, den sich Taylor um die Hüften geschlungen hatte. Obwohl ihn seine Mutter bereits zum zweiten Mal nach hinten beorderte, konnte er seine Blicke einfach nicht von dem breiten Bowie Knife und der schweren Steinschlosspistole lassen, die in dem Gürtel steckten. Taylor, dem die Blicke natürlich nicht entgangen waren, grinste und deutete mit vorgerecktem Kinn auf den Jungen.

»Ihrer?«, fragte er knapp.

»Yeah«, erwiderte Jedediah ziemlich stolz. »Das ist Jim, mein Jüngster.«

»Ich schätze, an dem werden Sie noch Ihre helle Freude haben.«

»Mag sein«, erwiderte Crown ausweichend. »Aber unterhalten wir uns doch über den eigentlichen Grund Ihres Besuches. Ich glaube kaum, dass sie hergekommen sind, um mir zu meinem Sprössling zu gratulieren.«

Taylors Gesicht verhärtete sich augenblicklich. »Nein, da haben Sie recht.«

»Also was wollen Sie?«

»Trauen Sie Ihrer Frau und Ihren Jungs zu, dass sie auch alleine mit dem Gespann klarkommen?«

»Wieso?«

»Ich hätte Sie gerne als Kundschafter, wenigstens so lange, bis wir Fort Bend erreichen.«

»Warum ich?«

Taylor seufzte und ließ seinen Blick über das Lager gleiten. »Weil Sie außer Tom Higgins und mir wohl der Einzige sind, der mit einer Waffe umgehen kann und sich nicht gleich in die Hose schießt, wenn wir auf Indianer treffen.«

»Wer ist Higgins?«

»Er hat einen Bruder in Texas, den er gerne besuchen würde. Er hat ihn anscheinend seit über zwei Jahren nicht mehr gesehen. Aber allein war ihm der Weg dorthin bisher zu gefährlich. Als er in Independence erfuhr, wohin unsere Reise geht, hat er die Treckgebühr bezahlt und sich uns angeschlossen.«

»Wir sind schon seit über zwei Monaten unterwegs. Warum kommen Sie damit erst jetzt zu mir?«

»Soll ich ehrlich sein?«

»Das würde ich Ihnen empfehlen, sonst lautet meine Antwort gleich nein.«

Taylor machte ein Gesicht, als hätte er eine schleimige Kröte verschluckt. »Bevor wir in Independence aufgebrochen sind, habe ich mit dem Einverständnis der Treckältesten zwei Kundschafter engagiert, die vorgaben, den Weg zu kennen; einen Büffeljäger und einen ehemaligen Armeescout.«

»Und?«

»Sie haben sich gestern Nacht mitsamt einem Vorschuss aus dem Staub gemacht. Jetzt habe ich außer Higgins und Ihnen niemanden, dem ich diesen Job bis Fort Bend zutraue. Ich habe mit den Männern vom Treck bereits gesprochen, es soll auch nicht Ihr Schaden sein. Wenn wir im Fort sind, würden Sie eine Prämie von zehn Dollar erhalten. Wäre das okay für Sie?«

Obwohl Jedediah keine Miene verzog, jubilierte er innerlich, als hätte er das große Los gezogen. Zehn Dollar waren schon in Pittsburgh eine Summe, für die er beinahe zwei Wochen lang arbeiten musste, doch hier in Texas, mitten in der Wildnis, war dies ein kleines Vermögen. Damit konnten er und seine Familie den ersten Winter auf jeden Fall problemlos überstehen.

*

Sie erreichten den Rio Brazos eine Woche später.

Als die Wagen am Spätnachmittag am Oberlauf des Flusses anhielten, gab es nicht Wenige, die staunend auf den Fluss starrten. Für die meisten unter ihnen, und da machte Jedediah mit seiner Familie keine Ausnahme, war der Brazos der größte Fluss, den sie bisher in ihrem Leben gesehen hatten.

Die Siedler setzten noch am Abend an einer kleinen Furt über.

Der Brazos hatte um diese Jahreszeit an dieser Stelle nicht viel Wasser, aber das konnte sich, wie Taylor behauptete, in der Wildnis manchmal binnen weniger Stunden ändern.

Als die Wagen zum Kreis gefahren waren und die ersten Campfeuer brannten, kehrte auch Jedediah ins Lager zurück.

Er zügelte sein Pferd vor dem Wagen der Familie, glitt steifbeinig aus dem Sattel und schlang die Zügel um das Hinterrad.

Ein kurzer Blick nach vorne zeigte ihm, das Kathreen schon damit beschäftigt war, das Abendessen zuzubereiten. Aus dem Kochkessel, der an einem eisernen Dreibein über

dem Feuer hing, stieg ein Duft empor, der seinen Magen Purzelbäume schlagen ließ.

Als er mit einem lauten Gähnen ans Feuer kam, drehte sich seine Frau mit dem Kochlöffel in der Hand nach ihm um und musterte ihn eingehend. »Du siehst müde aus.«

»Bin ich auch«, sagte Jedediah und gähnte erneut. »Von Sonnenaufgang an bis zur Dunkelheit Kundschafter spielen und sich danach noch um den Wagen kümmern ist auf die Dauer ziemlich anstrengend.«

»Das glaube ich dir«, sagte Kathreen. »Du bist aber auch selber schuld. Warum lässt du Higgins nicht öfter vorausreiten? Der hat keine Familie, um die er sich noch kümmern muss, und auch keinen Wagen. Der nimmt abends seine Satteldecke, legt sich auf den Boden und fertig. Du kannst froh sein, dass uns John und Jacob so zur Hand gehen. Ohne deine beiden Großen würde ich das mit dem Wagen nicht schaffen.«

»Ich weiß«, sagte Jedediah geknickt. »Aber was soll ich denn machen? Wir brauchen das Geld. Zusammen mit dieser Prämie kommen wir ohne Probleme über den Winter und du hast ja gehört, was Taylor gesagt hat. Wer den ersten Winter übersteht, der hat es geschafft, und wir schaffen das, glaub mir.«

Kathreen nickte zustimmend. »Ja, wir haben bisher immer geschafft, was wir uns vorgenommen haben.«

Jedediah nickte, sah nach dem Wagen und dem Gespann und redete anschließend mit seinen ältesten Söhnen, bis sie von seiner Frau zum Essen gerufen wurden.

Es gab Kaninchenfleisch, das mit wilden Kartoffeln zu einer Art Eintopf verkocht war.

Die dampfende Mahlzeit und die behagliche Wärme des

Campfeuers sorgten dafür, das Jedediah noch vor dem Rest seiner Familie das Nachtlager aufsuchte.

Er hatte seinen Kopf kaum auf das Kissen gebettet, als er auch schon eingeschlafen war. Bald darauf kam auch das Wagenscamp zur Ruhe. Die Stimmen wurden nach und nach leiser, bis schließlich nur noch das Bellen eines Hundes und hin und wieder das Weinen eines Kindes zu hören waren.

Jedediah schlief fast bis Mitternacht, als plötzlich jemand in Höhe seines Kopfes an der Wagenplane zerrte.

Er erwachte und sah sich um.

Im Wagen selber schien alles zu schlafen. Als er sich brummend wieder auf die Seite drehen wollte, zischte draußen eine leise Stimme: »Ich bin es, Higgins, kommen Sie raus, ich muss Ihnen was zeigen!«

Crown unterdrückte einen lästerlichen Fluch, schnappte sich seine Kleider und die Stiefel und krabbelte vorsichtig aus dem Wagen, um nicht auch noch seine Frau und die Kinder aus dem Schlaf zu reißen.

Er war gerade dabei, sich das Hemd in die Hose zu stopfen, als Higgins auf ihn zukam.

»Was zum Teufel ist so wichtig, dass Sie mich um diese Zeit wecken?«

»Indianer«, erwiderte Higgins knapp. Sein Gesicht wirkte merkwürdig ernst und angespannt.

Obwohl er nur leise redete, genügte dieses eine Wort, um schlagartig sämtliche Müdigkeit aus Crowns Körper zu vertreiben.

»Wo?«, sagte Jedediah und blickte sich gehetzt um.

Higgins deutete mit dem Zeigefinger seiner ausgestreckten Rechten gen Osten.

»Erinnern Sie sich noch an den Hügel mit diesem seltsa-

men Baum, der aussah, als hätte der Blitz in ihn eingeschlagen?«

»Natürlich, das ist keine halbe Stunde von hier entfernt. Was haben Sie dort gesehen?«

»Gesehen nichts, aber dafür etwas gefunden.«

»Und was?«

Statt einer Antwort langte Higgins mit der Rechten in die Hosentasche. Als er sie wieder zum Vorschein brachte, konnte Jedediah trotz des fahlen Mondlichts deutlich eine bemalte Indianerfeder und mehrere bunte Glasperlen darin erkennen.

Unwillkürlich zuckte er zusammen.

»Weiß Taylor schon davon?«

»Nein«, sagte Higgins. »Mir wäre es lieber, Sie würden sich das Ganze auch noch einmal ansehen, bevor ich Alarm schlage. Nachher entpuppt sich die Sache als völlig harmlos und ich steh da wie ein Idiot.«

Crown nickte verständnisvoll. »Wie haben Sie diese Sachen gefunden?«

»Das war Zufall, ich war auf dem Weg zurück zum Treck, als ich auf eine Spur mit unbeschlagenen Pferdehufen stieß, die auf eben diesen Hügel zuführte. Dort oben lag das Zeug dann neben dem Baum auf dem Boden. Also, was ist, kommen Sie mit oder soll ich noch einmal alleine reiten?«

»Nein, Sie haben recht, vier Augen sehen immer mehr als zwei. Reiten wir, wer weiß, vielleicht entdecken wir ja noch etwas anderes, was für den Treck wichtig sein könnte.«

Higgins nickte zustimmend und wenig später verließen die beiden Männer beinahe unbemerkt das Lager.

Eine halbe Stunde später hatten sie den Hügel erreicht.

Während Higgins irgendetwas in seinen Satteltaschen zu

suchen schien, glitt Crown vom Rücken seines Pferdes, richtete beide Augen auf den Boden und näherte sich in immer enger werdenden Kreisen dem Baum.

Dort blieb er schließlich stehen und drehte sich schulterzuckend um.

»Also ich weiß nicht, Higgins, entweder haben Sie sich das alles nur eingebildet oder aber die Indianer waren zwischenzeitlich wieder hier und haben alle Spuren verwischt. Ich kann jedenfalls beim besten Willen keinerlei Anzeichen erkennen, dass hier ein paar Wilde ihr Lager aufgeschlagen haben sollen.«

»Sie haben recht, es gibt auch keine Indianer.«

Crowns Augen wurden schmal. »Was zum Teufel reden Sie da?«

»Ich habe die Roten nur als Vorwand benutzt, um Sie hierher zu locken.«

»Und was ist mit der Feder und den Glasperlen?«

Higgins lachte kalt. »Sie gehörten zu meinem Plan. Ich habe die Sachen in Independence in einem Laden gekauft.«

»Dann ist die Geschichte mit dem Bruder, den Sie besuchen wollen, wohl auch erfunden?«

»Yeah!«

»Verstehe, aber was soll das? Was wollen Sie damit bezwecken?«

»Ich werde Sie töten!«, sagte Higgins emotionslos.

»Wieso?«

»Sagt Ihnen der Name Elmer Burns etwas?«

Crown zuckte zusammen, allmählich begann er zu verstehen.

Higgins lachte erneut. »Tja, Crown, das kommt davon, wenn man sich mit einem mächtigen Mann wie Burns an-

legt. Wie Sie sehen, reicht sein Arm bis nach Texas.«

»Warum?«

»Elmer Burns ist ein Mann, der sich normalerweise nicht mit unsereins abgibt. Dass Sie ihn daran gehindert haben, mit Ihrer Frau zu vögeln, hätte er Ihnen vielleicht noch verziehen, aber nicht, dass Sie ihm das Gesicht zerschlagen haben. Das Gesicht, verstehen Sie? Er war immer so stolz auf sein tolles Aussehen und jetzt erschrecken sogar die Pferde, wenn sie ihn sehen, so haben Sie ihn zugerichtet.« Higgins zog eine doppelläufige Pistole aus der Satteltasche.

»Aber egal, mir kann das nur recht sein. Tausend Dollar sind schließlich kein Pappenstiel und wer weiß, vielleicht vögel ich Ihre Frau nachher an Burns Stelle.«

Higgins hob die Pistole an und zielte.

In diesem Moment krachte hinter ihm ein Schuss.

Higgins zuckte zusammen und starrte Jedediah aus geweiteten Augen an. Seine Rechte, mit der er die Pistole hielt, sank dabei langsam aber unaufhaltsam nach unten. Crown sah unbeeindruckt zu, wie Higgins nach vorne gegen sein Pferd fiel. Das Tier tänzelte nervös zur Seite und er fiel ohne eine Möglichkeit, sich abzustützen, der Länge nach auf den Boden.

»Bist du okay, Jed?«

Als Crown den Kopf hob und sah, wie seine Frau mit dem Gewehr in der Hand den Hügel heraufkam, fiel eine Zentnerlast von seinen Schultern.

Wortlos ging er auf sie zu und nahm sie in den Arm.

Seine Lippen fanden die ihren.

Sekundenlang empfanden beide grenzenlose Erleichterung und spürten die Stärke ihrer Liebe, die sie bisher gegen alle Grausamkeiten dieser Welt bestehen ließ.

Kathreen keuchte, als sie endlich von den Lippen ihres Mannes abließ.

»Ich habe euch beide reden gehört und bin euch dann mit dem Gespannpferd gefolgt.«

»Warum?«

»Als du aus dem Wagen geklettert bist, habe ich gehört, wie Higgins leise lachte und sagte: ›Jetzt ist er fällig.««

Crown gab seiner Frau erneut einen liebevollen Kuss auf die Wange.

»Was würde ich nur ohne dich machen? Aber ich muss trotzdem mit dir schimpfen.«

»Wieso?«

»Das fragst du noch? Hatte ich dir nicht aufgetragen, beim Wagen zu bleiben? Wer passt denn jetzt auf unsere Kinder auf?«, fragte er gespielt vorwurfsvoll, obwohl ihm die Erleichterung förmlich ins Gesicht geschrieben stand.

Kathreen lächelte leise. »Wenn man hier auf jemanden aufpassen muss, dann bist du das. Die Kinder kommen auch ohne mich ganz gut zurecht.«

*

Der wuchtige Planwagen rollte quer durch das hügelige Land auf das südliche Ufer des Paluxy Creeks zu. In der flirrenden Hitze des ersten Julitages kam das Maultiergespann nur langsam voran, trotzdem verzichtete Jedediah darauf, die Tiere mit der Peitsche zu einer schnelleren Gangart zu bewegen.

Warum auch? Es machte keinen Sinn, die Tiere über Gebühr zu strapazieren, sie würden auch so noch vor dem Mittag an ihrem Zielort ankommen. Außerdem hatten sie so

lange auf das, was kommen sollte, gewartet, dass es auf ein paar Minuten oder gar eine halbe Stunde auch nicht mehr ankam. Mit Grausen dachte Jedediah daran, dass sie allein im Landbüro von Stephenville vier Tage lang festgesessen hatten, bis alle Formalitäten erledigt waren. Aber das lag jetzt hinter ihnen, genauso wie die Strapazen und Entbehrungen während des fünfmonatigen Trecks, in denen sie immer wieder durch reißende Flüsse, plötzlich heranziehende Unwetter oder durch Unglücksfälle am Weiterziehen gehindert wurden, so wie vor vier Wochen, als sich mehrere spielende Kinder des Trecks einem Klapperschlangennest näherten und zwei von ihnen durch Schlangenbisse starben. Das jüngste von ihnen war gerade einmal fünf Jahre alt. Jedediah schüttelte es jetzt noch, wenn er nur daran dachte.

Eine Stunde später erreichte der Wagen der Crowns einen kleinen Talkessel inmitten der Hügellandschaft. Jedediah zügelte das Gespann und richtete sich auf dem Wagenbock auf.

»Wir sind da«, sagte er mit sichtlichem Stolz und machte eine allumfassende Handbewegung. »Das, was du da vor dir siehst, ist unser neues Zuhause. Gefällt es dir?«

Statt einer Antwort pfiff Kathreen ziemlich undamenhaft durch die Zähne.

»Es ist großartig, Jed. Es ist sogar noch viel schöner, als ich es mir vorgestellt habe.«

Ergriffen ließ sie ihre Blicke durch den Talkessel schweifen.

Das Land vor ihnen war von einsamer und zugleich großartiger Schönheit.

Die umliegenden Berghänge waren mit dichtstehenden Palo Verde-Bäumen und hellgrünen Cottonwoods bedeckt.

Das Tal selber eine einzige Wiese aus Wildblumen, die in vielfältigen Farben blühten. Gelber Indigo, grüner Klee und rotblühender Tragant, dessen Schoten von den Präriehunden als Wintervorrat gesammelt wurden. Dichtstehendes Grammagras kräuselte sich im Wind. Am Ende des Tales war das silberne Band des Paluxy Creeks zu erkennen, dessen Wasser dieses Paradies zum Blühen brachte.

Ergriffen tastete Kathreen nach der Hand ihres Mannes, der sich inzwischen umgedreht hatte und ihre Kinder erwartungsvoll musterte.

»Na, was sagt ihr dazu?«

»Verdammt einsam«, sagte John, der mit seinen vierzehn Jahren das älteste der Kinder war. »Aber solange es hier keine Schule gibt, stört mich das nicht.«

Jedediah lachte. »Ich fürchte, da muss ich dich enttäuschen, Großer. Wenn unser Haus erst steht, wird eure Mutter so, wie es ihre Mutter getan hat, jeden Mittag in der Küche alle Kinder in Schreiben, Lesen und Rechnen unterweisen.«

»Das ist aber doof«, meldete sich Jacob, der Zweitälteste, zu Wort.

*

Im Lauf der ersten Woche, die sie in dem Tal verbrachten, wurde es immer heißer.

Trotzdem arbeiteten Jed, seine Frau und die Kinder jeden Tag von Sonnenaufgang bis weit in die Nacht hinein, um am Ufer des Paluxy Creeks ein neues Zuhause entstehen zu lassen.

John und Jacobs Aufgabe war es, ein viereckiges Loch in

den Boden zu graben, über dem einmal ihr Haus stehen sollte. Jed und seine Frau zogen mit den Maultieren in die Berge und schafften die von ihnen gefällten Baumstämme heran, während Elizabeth und Jim aufpassen mussten, dass sich keine wilden Tiere an ihren Sachen schadlos hielten.

So wurde innerhalb von nur drei Wochen aus einem Loch im Boden eine stabile Unterkunft, in der die gesamte Familie Platz fand. Noch war alles primitiv und einfach, aber schon jetzt kein Vergleich mehr mit der Enge ihrer muffigen Wohnung in Pittsburgh.

Als die Unterkunft so gut wie fertig war, überließ Jedediah die restliche Arbeit seiner Frau und den Kindern und machte sich daran, seinen Besitz näher zu erkunden.

Das Plakat, das er damals in der Watson Street von der Hauswand gerissen und unter sein Hemd gestopft hatte, hatte nicht zu viel versprochen. Der üppige Reichtum, den ihm Mutter Natur hier darbot, versetzte ihn jeden Tag aufs Neue ins Erstaunen.

Alles, was sie brauchten oder jemals haben wollten, gab es hier auf mindestens fünf Meilen in der Runde im Überfluss. Wild jeder Art, Holz für Feuer oder Bauzwecke, Wasser, Weide und dampfende, fruchtbare Erde, die mehr als nur eine Ernte im Jahr zuließ.

Es war dann an einem Dienstag – Kathreen wusste das deshalb so genau, weil sie jeden Morgen in einen Holzstock eine Kerbe schlug, um sich damit den Wochentag in Erinnerung zu rufen –, als Jedediah wieder einmal aufbrach, um das Tal zu erkunden.

»Bis zum Abendessen bin ich wieder zurück«, sagte er. »Ich will nur nachsehen, ob der Boden im Norden was taugt. Denn das, was ich bisher gesehen habe, gefällt mir nicht be-

sonders. Dort scheint es außer Sand und Steine nichts zu geben.«

Das war am Morgen gewesen.

Jetzt war es später Mittag, er lag im Dreck und versuchte, sich so klein wie möglich hinter dem Felsen zu machen, hinter dem er in Deckung gegangen war.

Es war noch keine Minute vergangen, als kaum mehr als einen Steinwurf weit von ihm entfernt auf den Kuppen der umliegenden Hügel plötzlich eine lange Reihe gefiederter Lanzen zu sehen war.

Innerhalb von Sekunden kam Jedediah aus dem Sattel, packte das Pferd am Zügel und zerrte es so, wie es ihm sein Großvater, ein ehemaliger Kavallerist, beigebracht hatte, zu Boden.

Mensch und Tier berührten kaum die Erde, als eine schier endlos scheinende Phalanx berittener Reiter auf eben diesen Kuppen auftauchte.

Zwanzig bronzefarbene Indianer in einer abscheulichen Kriegsbemalung, die in der Sonne rot, ocker und schwarz auf ihren Gesichtern glänzte.

Comanchen!

Ihre Speerspitzen glitzerten im Sonnenlicht und der Wind spielte in ihrem Federschmuck und den Mähnen ihrer Pferde.

Die Krieger schwatzten ausgelassen, lachten und stimmten immer wieder einen leisen Singsang an. Jed war alles andere als ein Comanchenexperte, aber es war offensichtlich, dass es sich bei diesem Gesang um ein Siegeslied über einen gelungenen Überfall handelte, denn sie führten mehrere Gespannpferde mit sich, die über und über mit weiblichen Kleidungsstücken, Hausrat und anderen Dingen beladen

waren, die in dieser Gegend nur ein Wagentreck mit sich führen konnte. Der einzige Treck aber, von dem Jedediah wusste, war jener, den Ben Taylor anführte und den sie vor drei Wochen verlassen hatten.

Der Anblick der teilweise blutigen Beutestücke und der Skalpe, die an den Lanzen oder am Zügelwerk der Indianerpferde baumelten, ließ nur einen Schluss zu.

Die Comanchen hatten den Wagenzug aufgespürt und niedergemacht.

Er war alles andere als ein christlicher Mensch, aber der Anblick dieser Wilden veranlasste auch ihn, in diesem Moment so lange zu beten, bis der Gesang und der Hufschlag verklungen waren.

Als die Indianer hinter der Kuppe verschwunden waren, herrschte wieder Stille.

Jedediah war gerade im Begriff aufzuspringen, als ihm sein Bauchgefühl sagte, dass es besser war, wenn er damit noch etwas wartete.

Drei Minuten später wurde ihm klar, wie gut es war, auf seinen Bauch zu hören.

Wie aus dem Nichts tauchte vor ihm plötzlich ein Nachhutreiter auf.

Ein Späher, der den Rückzug des Kriegertrupps deckte.

Er sang nicht, sondern ritt fast lautlos des Weges. Dabei drehte er immer wieder den Kopf von einer Seite zur anderen, schaute zu Boden, sah nach hinten und dann wieder nach vorne.

Eine Prozedur, die er fast im Sekundentakt wiederholte.

Jedediah fröstelte unwillkürlich, als er den schwarzen Topfhut erkannte, den sich der Comanche auf den Kopf gebunden hatte, weil er ihm mindestens zwei Nummern zu

klein war. Es war genau derselbe Hut, den er damals auf dem Kopf von Archibald Douglas gesehen hatte, einem hageren, groß gewachsenen Mann, der sich in Independence ihrem Treck anschloss, um als Anwalt sein Glück im Westen zu versuchen.

*

Es war später Nachmittag, als er vom Nordende des Tals her wieder nach Hause kam.

Kurz darauf sah er etwa eine halbe Meile entfernt die Gebäude seiner Farm. Stolz erfüllte ihn, als er im Licht der Sonne, die inzwischen schon merklich nach Westen gedriftet war, das Anwesen betrachtete.

Es war beinahe unglaublich, was er hier zusammen mit seiner Frau und seinen Kindern in dieser kurzen Zeit vollbracht hatte. Dort, wo vorher noch umgestürzte Bäume und Felsen das Ufer des Paluxy Creeks gesäumt hatten, stand jetzt im Schatten eines weit ausladenden Palo Verde-Baumes ein wuchtiges Holzhaus aus den Stämmen grob zusammengefügter Bergfichten. Daneben gab es zwei Ställe und einen Corral mit einer Umfriedung aus Dornenhecken und den Ästen eben jener Bergfichten.

Gewiss wirkte alles im Moment noch einfach, fast primitiv, trotzdem war es im Vergleich zu der Enge, dem Schmutz und dem Lärm von Pittsburgh fast so etwas wie ein kleines Paradies.

Aber seit dem Mittag überzogen dunkle Wolken dieses Kleinod.

Die Anwesenheit der Comanchen und der Anblick der vielen Skalps und blutverschmierten Beutestücke hatten Jededi-

ah nachdenklich gemacht. Er musste unbedingt mit seiner Frau und den beiden ältesten Söhnen darüber reden.

Unwillkürlich gab er seinem Pferd die Sporen.

Vielleicht lag es am Licht der untergehenden Sonne, an seinen düsteren Gedanken oder aber an seinem eingeschränkten Blickwinkel, weil er seitlich auf die Farm zukam, vielleicht war es auch aber alles zusammen, dass ihn das Pferd, das vor dem Haltebalken des Hauses angeleint war, erst erkennen ließ, als er nur noch einen Steinwurf davon entfernt war.

Der Anblick des hochbeinigen Wallachs ließ ihn zusammenzucken.

Urplötzlich erfüllte ihn eine seltsame Unruhe.

Was hatte das fremde Pferd zu bedeuten und wo waren seine Frau und die Kinder?

Jedediah beugte sich im Sattel vor und legte die letzte Viertelmeile fast im Galopp zurück.

Obwohl er sich einredete, dass es sicher eine Erklärung dafür gab, warum seine Frau und seine Kinder nicht aus dem Haus kamen, um ihn wie üblich zu begrüßen, wandelte sich das Gefühl der Unruhe langsam in Panik.

Als er das Pferd auf dem Hof zügelte, zog er das Gewehr aus dem Scabbard und stürmte wie ein wilder Büffel ins Haus, doch kaum hatte er die Schwelle zur Küchentür erreicht, blieb er wie vom Donner gerührt im Türrahmen stehen.

Das Bild, das sich seinen Augen bot, hätte nicht friedvoller sein können.

Kathreen und die Kinder saßen in stiller Eintracht um den selbst gezimmerten Küchentisch herum und lauschten scheinbar interessiert den Worten eines Mexikaners, der sich

bei seinem Eintreten sofort vom Tisch erhob und ihm freundlich zunickte.

»Hola, Sie müssen Señor Crown sein, Ihre Frau hat schon viel über Sie erzählt.«

»So, hat sie das?«, entgegnete Jedediah schroffer, als er es eigentlich beabsichtigt hatte.

Kathreen kannte ihren Mann lange genug, um aus der Tonlage seiner Stimme den kommenden Verdruss herauszuhören. Deshalb erhob sie sich rasch und lächelte ihm zu.

»Hallo Jed«, sagte sie sanft und deutete dabei auf den Fremden. »Darf ich vorstellen, das ist Señor Miguel Garcia, er ist unser Nachbar im Süden.«

Der Mexikaner, ein kleiner, magerer Mann mit öligen Haaren und wettergegerbter, fast olivbrauner Haut, nickte und streckte ihm seine Rechte entgegen. Als er die dargebotene Hand ergriff, verzog Garcia die Lippen zu einem säuerlichen Grinsen.

»Normalerweise lasse ich mir mit dem Anstandsbesuch bei einem neuen Nachbarn nicht so viel Zeit, aber im Moment ist die Lage im Land ziemlich unsicher. Die Comanchen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Jedediah nickte wissend. »Oh ja«, sagte er. »Das verstehe ich sehr wohl.«

»Wie bitte?«, entgegnete Garcia fragend.

Crown begann ohne Umschweife von seiner Begegnung mit den Indianern zu erzählen. Mit jedem weiteren Wort verdunkelte sich das Gesicht des Mexikaners zusehends. Als er seinen Bericht beendet hatte, nickte Garcia düster.

»So etwas Ähnliches habe ich mir beinahe gedacht. Der Wagenzug muss eine lohnende Beute gewesen sein, denn so lange hatten wir noch nie vor den Comanchen Ruhe.«

»Soll das heißen, dass es hier ständig Ärger mit den Indianern gibt?«

»Ich weiß nicht, was man Ihnen versprochen hat, um Sie hierher in dieses Land zu locken, aber Sie sollten sich darüber im Klaren sein, dass hier hinter jeder Ecke der Tod auf Sie wartet. Sie wären gut beraten, wenn Sie Ihren Kindern zuerst das Schießen beibringen, bevor Sie Ihnen Dinge wie Rechnen und Schreiben lehren.«

»Ist es wirklich so schlimm?«, wollte Kathreen wissen.

Der Mexikaner senkte den Blick. »Lassen Sie mich es so sagen: Im letzten halben Jahr gab es vierzehn Überfälle durch die Comanchen und das, obwohl es hier auf einhundert Meilen in der Runde keine zwölf Farmen oder Siedlungen gibt.«

ENDE

Keine Angst, die Abenteuer um die Jugendjahre von Jim Crown gehen schon bald in die nächste Runde. Aber vorher hat der Marshal noch einen Auftrag zu erledigen, der seine ganze Kraft fordert.

Shotgun Marlowe ist aus dem Staatsgefängnis entkommen und zieht mit seiner Bande erneut eine blutige Spur durch ganz Texas. Jim ist dem Killer mit der abgesägten Schrotflinte schon bald auf der Spur, aber dann muss er feststellen, dass auch er verfolgt wird. Der Mann, der sich auf seine Fährte geheftet hat, ist niemand anderes als Howard Kane.

Einer jener Männer, die damals für den Tod seiner Frau verantwortlich waren.

Ehe sich Crown versieht, steht er zwischen zwei Feuern.

Band 34 trägt den Titel

Shotgun Marlowe, der Schlächter von Texas